



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boas, Eduard: Die dänische Poesie der Gegenwart. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die dänische Poesie der Gegenwart.

Von Eduard Boas.



I.

Verhältniß der dänischen Poesie zur deutschen. — Baggesen. — Dehlenschläger als Professor und als Dichter in zwei Sprachen. — Blicher, der Dichter von Sütland. — Grundtvig. — Ingemann's Tragödien. — Hauch. — Heiberg. — Gräfin Gyldenborg.

Die dänische Poesie hat Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen. Wir haben sie als blaßes, scheues Kind gekannt und haben uns seitdem kaum um sie bekümmert; sie schien uns nicht bedeutend genug, ihr unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Kehren wir jetzt zu ihr zurück, so finden wir, überrascht, eine volle, feurige und schöne Jungfrau wieder, die sich in reicher Blüthe entfaltet hat und nur mit halbem Ohr nach unseren Schmeicheleien hört. — Früher, als Jens Baggesen sich so in die deutsche Poesie stürzte, daß er darüber fast seine Muttersprache vergaß; als Friederike Brun, gleich einer emsigen Brieftaube, herüber und hinüber flatterte; als Dehlenschläger, ein poetischer Dualist, für Dänen und für Deutsche dichtete, da knüpfte ein festes Band die Literaturen beider Völker an einander. Längst ist das Band morsch geworden, und wir wissen wenig mehr von dänischem Schriftenthum in Deutschland. Nur aus einer einsamen Literaturzeitung klingt hin und wieder ein lobendes Wort, einer Stimme in der Wüste vergleichbar, und wissen wir auch genügende Auskunft zu geben über russische, indische, persische und samojedische Poesie, so wurde uns doch der Reichthum unserer Stammverwandten fremd. Bringen auch die Uebersetzer mitunter ein einzelnes Stück, so ist ihre Einsicht doch keineswegs ausreichend, um die wichtigsten, bezeichnendsten Leistungen zu wählen und uns dadurch einen vollen Ueberblick des Fortschritts zu verschaffen.

Es wird aber wahrlich nothwendig, daß wir ernstlich anfangen,

auf die schönwissenschaftliche Literatur der Dänen unser Augenmerk zu richten. Haben doch selbst die Franzosen, denen wir so gern ihren Indifferentismus in Bezug auf Fremdes vorwerfen, bereits begonnen, sich mit derselben vertraut zu machen. Marmier eröffnete ihnen eine Perspektive auf die Geschichte jener Literatur und suchte deren Bedeutung durch Uebersetzungen in helleres Licht zu setzen. Wie lückenhaft und anfängerisch seine Versuche nun auch sein mögen, so waren sie doch immer ein erster lobenswerther Schritt, der sich reich belohnte. Denn die dänische Poesie ist ein duftiger Rosenzweig, der auf den starken Eichstamm deutscher Dichtkunst gepropft ward und der nun Blüthen von ganz eigenthümlicher Farbe und Frische trägt.

Der Uebergang von der alten zur neuen Schule ist bald bezeichnet, denn er geschah plötzlich. Jens Baggesen lehnte in ruhigem Behagen auf dem Thron der Poesie; seine Werke, ein Abdruck französischer Liebenswürdigkeit und Eleganz, galten für das erfüllte Ideal poetischer Schönheit und er wurde „der Sänger der Grazien“ genannt. Jetzt machen Baggesen's Gedichte zwar den Eindruck eines Putzimmers im Rococogeschmack, aber dennoch kam ihm jener Name zu. Denn zwischen den goldenen Muschelschnörkeln, zwischen den antiquirten Göttern und Nymphen, lauschen auf glattem Porzellan gar liebliche, farbenheitere Bilder, mit feinem Pinsel ausgeführt. Baggesen war immer graziös, selbst wenn er schilderte, wie seine Heldinnen sich ein Fußbad machen.

So saß er also auf dem Thron, ein überaus milder Herrscher. Mit Szepter und Krone hielt er sein Mittagsschläfchen, nicht träumend, daß es Jemandem einfallen könnte, ihn zu verdrängen. Da trat Dehlenschläger still und anspruchslos auf. Baggesen freute sich seiner, lobte seine Gedichte und hätschelte ihn, so lange er ihn für gefahrlos hielt. Plötzlich schleuderte aber der junge Titan den „Maddin“, diesen orientalischen Zauberberg voll klingender Goldadern, in die Welt; er schrieb die wunderbar schöne „Helge“, und ein begeistertes Hosannah wurde ihm von Dänemarks Jugend zugerufen. Sie jauchzten, als der Zopf gefallen war, als sie statt des französischen Puderstaubs nun freie deutsche Bergluft athmeten. Aber Baggesen runzelte die Stirn, sein Auge umwölkte sich und mit gewaltigen Blitzen wollte er den kühnen Dichterjüngling niederschmettern. Er richtete deshalb das kritische Schwert zunächst wider Del-

lenschläger's Singspiele, welche freilich nicht auf der Höhe des guten Geschmacks stehen, allein das genügte ihm keineswegs und er suchte noch andere Lücken der Rüstung, um seine Waffe hindurchbohren zu können. Solche Lücken fehlten nicht . . . es macht den Dehlenschläger eben so liebenswürdig, daß er bei seinem großen Talente auch eine gute Menge von Achillesversen hat.

Derselbe war damals an der Kopenhagner Universität wohlbestallter Professor der Aesthetik geworden, ein Amt, zu dem er etwa eben so gut paßte, als wenn man einen Professor der Aesthetik als Dichter anstellen wollte. Dehlenschläger, der ein wahrer, wirklicher Dichter ist, besitzt gar keinen philosophischen Fond, ja er erklärte selbst, es fehle ihm aller Sinn für Philosophie. Auch die scholastische Kunst, sich in antiken Sprachen auszudrücken, ging ihm ab und doch nöthigte ihn seine Stellung jetzt, hin und wieder vor öffentlicher Versammlung lateinische Reden zu halten. Da kamen denn nicht selten die spasshaftesten Sprachschneider vor und Baggesen hörte mit feinem Ohr und schrieb mit beißender Feder Satyren darüber. Der Professor hatte einmal von einem gemeinen Soldaten reden wollen und hatte ihn *miles simplex* genannt, weshalb sein Gegner, in sarkastischer Kritik, einen Offizier, zum Unterschiede, *miles compositus* nannte. Aber die Studenten hingen mit feuriger Liebe an Dehlenschläger, und mehrere schrieben in eben dem hastigen und beleidigenden Style gegen Baggesen, der seine Angriffe auf Dehlenschläger bezeichnete. Unter diesen jungen Kämpen befand sich mancher Name, dessen Klang später siegreich durch Dänemark zog, z. B. Johann Carsten Hauch. Sie forderten auch Baggesen, der sich so breit auf dem Lotterbett seiner classischen Sprachbildung hinstreckte, zu einer lateinischen Disputation heraus, aber er war klug genug, den Handschuh liegen zu lassen.

Baggesen's Mond verblich immer mehr, je strahlender Dehlenschläger's Sonne emporstieg. Dieser schüttete nun ein ganzes Füllhorn von Dramen über das dänische Land aus, und ich brauche darüber nicht speciell zu sprechen, denn sie sind bekannt genug unter uns. Obgleich er auf reine Tragödienform gar kein Gewicht legte, obgleich vor einer Masse von romantischen und sententiösen Blumen die Charaktere nicht in Blut und Leben gehen, so übt doch Dehlenschläger's genialische Behandlung stets einen sehr frischen und innigen Reiz. Dieser Reiz wirkt aber doppelt in Dänemark selbst, denn es

ist nicht genug zu loben, daß er fast immer vaterländische Stoffe wählte. Darum sind die Stücke so kräftig verwachsen mit der dänischen Bühne, daß man sie alljährlich wieder und wieder bei vollen Häusern spielen kann. „Dina“, des Dichters neuestes Trauerspiel, hat den Grafen Ahlfeld zum Helden, den Liebling Christian IV., der ihm seine Tochter, die schöne Eleonore, zur Gattin gab. Das Stück ist jugendlich frisch, in den colossalen Vorzügen sowohl, als in den colossalen Fehlern. Da tönt noch jene anmuthige Diction, da glüht noch jene feurige Phantasie, die den Dichter stets bezeichnet haben — da wuchert aber auch noch jene Ueberfülle von Blumen, worunter man fast ersticken muß.

Die Dänen waren entzückt, als „Dina“ auf der Bühne erschien; der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Die Alten sahen ihre beste Jugendzeit noch einmal wiederkehren und die Jungen verloren das Grauen vor dem Altwerden . . . sie kamen zu der Erkenntniß, das Genie altere nicht. So machte die Tragödie unerhörtes Glück, und hatte Dehlenschläger auch die Kränze mit Frau Heiberg, der unvergleichlichen Künstlerin, welche die „Dina“ gab, zu theilen, so wuchs des Lorbeers doch eine solche Fülle, daß er hinreichte, sie beide zu krönen.

Schweden bleibt in der Bewunderung des Dichters hinter seinem eigenen Vaterlande nicht zurück und man erklärt dort Dehlenschläger unumwunden für den größten lebenden Dichter. Dieser Euphemismus ist vorbereitet worden durch Esaias Tegnér und er hat Wurzeln geschlagen in den Spalten der skandinavischen Felsen. Was dort aber einmal steht, wird so leicht von keinem Sturmwinde ausgerissen. Einige Zeit vor Göthe's Tode beging nämlich die Universität Lund eine große Feierlichkeit. Dehlenschläger war dazu eingeladen, er kam und man empfing ihn mit jenem phraseologischen Pompe, worin die Schweden unübertrefflich sind. Tegnér setzte ihm öffentlich die Dichterkrone aufs Haupt, hielt ihm eine Festrede in Hexametern und nannte ihn:

„Erbe des Thrones im Reiche der Dichtkunst — der Thron ist an Göthe.“

Dehlenschläger hat seine Werke größtentheils auch deutsch verfaßt und gehört somit unserer Literatur an; aber es ist immer gewagt, in solchem Dualismus sich behaupten zu wollen. Deutschlands Literarhi-

storiker erwähnen seiner nur so obenhin und unsere höhere Kritik hat sich fast gar nicht mit ihm beschäftigt. Nun zürnt er den Deutschen und glaubt sich zurückgesetzt. „Sie wollen mir keinen Ehrenplatz am Tische anweisen“, ist sein gewöhnliches Wort darüber. Freilich nimmt Dänemark regeren Antheil an seinen poetischen Leistungen; hier ist er der Mittelpunkt alles dichterischen Seins und der einfachste Bürger besitzt seine Schriften.

Eine so ungestüme Anerkennung ist jedoch in Deutschland, bei der Fülle von überwiegenden Literaturschätzen, billigerweise nicht zu verlangen. Dänemarks Poesie ist noch im Frühling und man jauchzt der ersten Lerche entgegen, doch die Nachtigallen kommen und dann kühlt sich jener Enthusiasmus ab. Nach dreißig oder vierzig Jahren wird man auch dort gewiß andere Büsten vor Dehlenschläger's stellen. Mich beschleicht beim Niederschreiben dieser Worte eine gewisse Wehmuth, aber ich sage das, weder um Dehlenschläger's Talent, noch um die Pietät der Dänen zu beleidigen. Ich sage es, weil ich es sagen muß, und keine leere Prophezeihung ist es, sondern innerste Ueberzeugung. Dänemarks Poesie wird nicht stehen bleiben, da sie bereits angefangen hat, mit muthigen Schritten fürbaß zu gehen.

Uebrigens haben wir doch manches Werk von Dehlenschläger nur sehr unzureichend durch Uebersetzungen oder gar nicht kennen gelernt. Zu dem Bedeutendsten gehört sein episches Gedicht: „Nordens Guder — die Götter Nordens“, welches uns Regis in trefflicher Sprache wiedergab. Dasselbe kam beim Erscheinen in eine Zeit hinein, wo die Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen eben die Frage angeregt hatte: „Sind die nordischen Gottheiten ein Stoff für moderne Poesie, oder nicht?“ Dehlenschläger antwortete bejahend durch sein Epos, das er zugleich als Argument beibrachte. Hierdurch scheint mir aber der ästhetische Zweifel noch keineswegs erledigt zu sein, denn die Gestalten der skandinavischen Mythe nehmen sich, wie sie so wohlklingend auf den Stelzen südlichen Versbaues einherschreiten, recht entfremdet und verweichlicht aus. — Wofür wir in Deutschland dem Dichter noch ganz besonders dankbar sein müssen, das ist die Uebertragung der Holberg'schen Lustspiele. Darin liegt ein wahrer Schatz von Humor, von sicherer Charakterzeichnung und dramatischer Lebendigkeit. Das glüht und sprüht, das webt und athmet heute noch so munter, das trifft und geißelt noch so scharf, wie vor 140 Jahren.

Seine Werke glättet und feilt Dehlenschläger mit großer Sorglichkeit und in den neuen Ausgaben treten sie immer saubrer vor's Publicum. Aber der Polirstahl vertilgt nicht selten das schönste Gold und wischt die feinsten poetischen Linien aus. Es ist die jugendliche Romantik abgefallen; aus ihrem wilden, üppigen Baumwuchs sollen kunstreiche Hecken entstehen und der Verstand, ein Gärtner mit scharfer Scheere und plumpen Händen, stutzt sie zu. Verstand ist stets weniger Dehlenschläger's Sache gewesen, als Phantastie; und es ist übel, daß ihr nun jener in's Handwerk pfuschen soll. Der poetische Ungeßüm, die reine Unmittelbarkeit war just eine der schönsten Zierden, welche seine Gedichte zu verlieren hatten. Nur Ein Beispiel mag hier stehen, wie Dehlenschläger verbessert. In seiner lieblichen Romane: „der Ritter an der Eisenhöhe“ kommt ein ritterlicher Jüngling in später Nacht zu einem Hügel, legt sich dort nieder und schlummert ein. Drei lustige Jungfrauen nahen sich, umschweben und küssen ihn und Morgens ist er todt. So schloß vormals das Gedicht. Jetzt aber hat der Poet noch einen Vers hinzugefügt, worin erzählt wird, daß die drei aus Nachtlust und Thau gebornen Wesen Nichts anders als Erkältung, Schnupfen und Rheumatismus waren. Klingt das nicht gerade wie Parodie?

Dehlenschläger war nicht daheim, ich bekam ihn also nicht zu sehen und kann von seiner Persönlichkeit nur mittheilen, was mir Andere sagten. Er hatte nämlich eine Sommerfahrt nach Norwegen hinüber gemacht, wo seine Tochter in Bergen verheirathet ist. Sonst bewohnt er während des Sommers ein Landhaus in Frederiksberg, dessen waldstillter Park mit seinen prächtigen Baumgruppen und mit den blauen Wasserspiegeln, die dazwischen ruhen, recht zum Sinnen und Dichten geeignet ist. Wenn der Winter kommen will, zieht er nach der Stadt, führt dort ein behagliches, genussreiches Leben und möchte keinen Abend das Theater versäumen. Volk und Fürst bringen ihm Lorbeerkränze in Hülle und Fülle dar; Dehlenschläger freut sich ihrer und nimmt sie dankbar an. Diese Dankbarkeit ist ein hervorstechender Zug seines Charakters und sie muß um so ehrenvoller anerkannt werden, je seltener sie bei berühmten Männern ist. Oft stachelt Eitelkeit dieselben zur Unzufriedenheit; Alles erscheint ihnen zu gering als Lohn ihrer immensen Verdienste und ein mürrischer Ton verstimmt die Harmonie ihres Wesens. Ruhe und Wohlbehagen

aber haben den Dehlenschläger jung erhalten; er sieht wie ein Fünzigjähriger aus, obgleich er vier und sechszig Jahre zählt. Kräftig und elastisch ist sein Körperbau, volles schwarzes Haar bedeckt sein Haupt und aus dem Auge flammt ihm ein schöner Strahl — der Götterstrahl des Genius.

Dehlenschläger hatte den Zündstoff ausgeworfen und poetische Blüthen loderten nun reichlich hervor, eine glühende Flora. Zunächst stand Steen Stensen Blicher auf, der am 11. October 1782 geboren ist. Anfangs führte er den Namen Spentrup, den er von seinem Pfarrdorfe in Jütland entlehnte und erst später nahm er den eigenen an. Zwar hat Blicher auch Gedichte herausgegeben, doch in der Prosa ruht seine eigentliche Kraft. Seine Novellen sind heimathlich, ursprünglich und wahrhaft bedeutend. Wenn er Jütlands Kreideufer malt, an denen die Wellen der Nordsee branden, — die öden, spärlich bewohnten Haiden und Moräste, wo sich nur hin und wieder grasreiche Sahvannen finden — wenn er die armen Bewohner zeichnet, die kraftvoll und fleißig sind, wenn er beschreibt, wie sie unter fortdauernden Mühen und Gefahren sich ihre Nothdurft erwerben, dann steht er auf dem Gipfel des Styls, dann reißen seine naturwahren Schilderungen den Leser hin, dann verdient er den Namen eines dänischen Walter Scott. Aber Blicher ist ein autochthonischer Poet; die Muse hat ihm nur Jütlands Steppen zum Eigenthum gegeben; sobald seine Phantasie darüber hinaustritt, irrt sie kraft- und heimathlos durch die Lande. Charakteristisch für seine Leistungen ist es, daß er zu den wenigen dänischen Dichtern gehört, welche nie von Italiens Südluft umweht wurden.

So war der junge Blicher, mit dem der alte kaum eine Aehnlichkeit hat. Er erinnert an Glaukos. Gleich diesem lebte er friedlich an einem Gestade, das noch kein fremder Fuß betreten, dessen Grasufer noch niemals abgemäht worden, aber dämonische Mächte lockten ihn in die Tiefe hinab. Da wuchs ihm ein struppiger Bart und die Schenkel gestalteten sich zu einem häßlichen Fischschwanz. Auch Blicher hat sich hinuntergestürzt in die schmutzigsten Tiefen der Tagesereignisse und taugt nun so wenig für die Poesie, als für den geistlichen Stand. Er ist ganz gesunken, ganz verloren. Vor einiger Zeit gab er ein Buch heraus und bat öffentlich, man möchte doch

subscribiren, damit er vom Erlös seine Schulden bezahlen könne. Und der Mann ist fast sechzig Jahre alt.

Ein anderer Geistlicher, welcher in der dänischen Literatur eine hervorstechende Rolle spielt, ist Nicolai Frederik Severin Grundtvig, den 8. September 1783 zu Udby in Seeland geboren. Er lebt als Priester in Kopenhagen und ist ein kleiner Mann, unter dessen gebleichten Haaren ein geistvolles Apostelgesicht hervorschaut. Grundtvig hat mit rechtem Feuereifer für das Studium altnordischer Geschichte angeworben; glühende Vaterlandsliebe leitete ihn dabei und er war es, der das Augenmerk der Dänen auf die Chronikbücher Særo's und Snorro's zu lenken wußte. Seine Worte fielen in frischen, guten Boden, man gewann Theilnahme und nun brachte Grundtvig den Landsleuten zwei Quartbände einer Uebersetzung des Særo Grammaticus. Früher schon hatte er auch die Mythen des Nordens in dichterischer Form behandelt und zwar auf so sprudelnd geniale Weise, daß er mit Dehlenschläger um den Lorbeer stritt. Säft- und kraftvoll war seine Sprache, tiefer Ernst und Ideenreichthum lagen, wie edle Perlen, unter der rauschenden Meerfluth seiner Verse und freudig empfing man Alles, was er dichtete.

Aber ein stürmischer, ungezügelter Eifer riß ihn zur wilden Polemik hin. Er schrieb die „Weltchronik“ und fand ein Genügen daran, die Fackel des Streits in Theologie und Literatur zu schleudern. Nun verunstaltete sich seine poetische Ausdrucksweise durch bizarre Symbolik und angestrengte Originalität — er wurde Zelot und hüßte viel von der allgemeinen Theilnahme ein. In den späteren Gedichten mischt Grundtvig das nordische Heidenthum und die christliche Religion so chaotisch durch einander, daß die Productionen wunderlich und wüßig werden. Dies ist wohl der Grund, weshalb sein Name gelöscht wurde aus den Reihen populärer dänischer Dichter, zu denen er durch Talent, Begeisterung und innige Vaterlandsliebe ursprünglich gehört.

Auch Bernhard Severin Ingemann hat einen Theil des Ruhmes zugesetzt, der ihn einst in voller Springsluth überströmte. Ingemann wurde den 28. Mai 1789 zu Thorildstrup auf der Dänischen Insel Falster geboren und studirte die Rechte. Aber es ging damit nur schwach, denn fortwährend kam der ernsthaften Jurisprudenz die heitere Muse des Gesanges in die Duer und trug endlich über

jene alte kalte Dame den Sieg davon, wie Ingemann dies selbst in anmuthigen Versen beschrieben hat. Der Sieg brachte reiche Lieberfrüchte, und diese erschienen in zwei Bändchen 1811—1812. Deh-
lenschläger's Beispiel und Muster spiegelte sich deutlich darin ab; und konnte des Jünglings Phantaste auch nicht auf Adlerschwingen zum Himmel emporziehen, so schwebte sie doch auf weißen Taubenfüßigen leicht und schön im Abendroth daher.

Ingemann bekam schnell einen Ruf. Bei seinem tiefinnigen Gefühl und seiner trefflichen Sprachbehandlung würde dieser auf sicherem Fundamente geruht haben, hätte nicht eine weichliche Sentimentalität, gleich dem Schwamm im Hause, die Mauern zerstört. Weil seine allegorischen Poëmen besonderen Anklang gefunden, schrieb er eine große romantisch-allegorische Epopoe: „de sorte Riddere — der schwarze Ritter“ in neun Gesängen. Die Allegorie ist aber immer ein Gemachtes, ein künstlich Erfundenes, und je mehr sie in die Länge gedehnt wird, um so greller fühlt sich das heraus, darum kam der schwarze Ritter, trotz wahrhaft poetischer Einzelheiten, ohne Lebenskraft zur Welt.

Im Drama versuchte er sich gleichfalls, und nachdem seine ersten Trauerspiele fast spurlos vorübergegangen, machte 1815 „Masaniello“ bedeutendes Glück. Noch in demselben Jahre erschien die Tragödie „Blanca“ und erhielt sich lange als ein Lieblingsstück schwärmerischer Mädchen und hysterischer Frauen auf den Brettern. Die folgenden Dramen entzogen theils dem Theater, theils mußte das Theater ihnen entzogen. Ingemann gab noch eine größere Erzählung „die Unterirdischen“ und machte dann in den Jahren 1818 bis 1819 eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Seit 1822 ist er als Professor der dänischen Sprache an der Ritteracademie zu Soroe angestellt und dort schrieb er mehrere umfangreiche historische Romane, als: „Waldemar Seier“, „Grik Mendvid Barndom“ ic. Damals hatte er in Dänemark großen Ruhm und die deutschen Uebersetzer lauterten wie Wegelagerer auf seine Werke. Aber die Zeit eilt und die Sentimentalität ist nicht wichtig genug, um mitgenommen zu werden. Als Heiberg seine aristophanische Komödie „Weihnachtscherz und Neujahrspossen“ schrieb, als er darin Ingemann's sentimentale Liebeschwärmerei und seinen seufzenden Platonismus, wie er sich namentlich in „Blanca“, breit macht, ergötzlich parodirte, da lachte man

der unmännlichen Weichheit und die meisten Anhänger des Dichters fielen von ihm ab. Ueber dem Matten vergaß man aber auch das Treffliche, was er geschrieben, und nur ein Kreis von Frauen bewundert ihn noch.

Jngemann ist ein freundlicher, anspruchsloser Mann, und Alle die ihm nahe stehen, verehren seine Persönlichkeit. Es geht ein poetischer Duft durch sein Leben. Er hat dieselbe Dame als Gattin heimgeführt, der seine schmachtenden Elegien gewidmet waren; zwar besitzen sie keine Kinder, doch sind sie selbst Kinder geblieben, und ihre Ehe ist ein reines, liebliches Idyll. Darum weiß der Dichter auch, wie unschuldige Herzen zum Himmel beten und in seinen „Psalmen für Kinder“ weht ein wunderbar inniger Ton.

Neben Jngemann lebt in Soroe Johann Carsten Hauch, einen Lehrstuhl für Naturhistorie bekleidend. Er wurde zu Friedrichshall in Norwegen am 17. März 1791 geboren und stammt aus adeliger Familie. Sein Vater war Excellenz und ärgerte sich von frühe an, daß der Sohn sich ganz den Wissenschaften und der Poesie hingab, denn er hätte ihn lieber mit dem Kammerherrnschlüssel, als mit der Dichterkrone schmücken lassen. Aber die Freiheitsgöttin hatte schon in der Wiege Hauch's Herz und Auge geküßt und so war er nicht zu verwenden für das glatte Parquet des Hoflebens. Niemals hat er seinen Namen mit dem Abzeichen des Adels versehen, doch wenn er denselben auch wie ein nutzloses Geräth in die Kumpelkammer warf, so war er doch in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren; und sein Geist, seine Seele drückten stets den wahren, echten Männeradel aus.

Von Jugend auf ein eifriger Verehrer Dehlenschläger's, stand Hauch in der vordersten Reihe derer, welche für ihn gegen Baggesen stritten. Er kämpfte, dichtete und liebte. Als er nach Italien ging, ließ er dem Mädchen seiner Wahl den Verlobungsring zurück. Auf Capri hatte er das Unglück, ein Bein zu brechen, und es mußte ihm amputirt werden. Hauch, der so gern tanzte, ritt und voltigirte, er, der Meister in des Körpers kühner Grammatik, war nun ein Krüppel und daheim wartete seiner die blühende Braut. Verzweiflung ergriff ihn, allein bald kehrte ihm der Muth zurück; sein Mädchen blieb ihm treu und als er das Vaterland wieder sah, wurde er am Altare mit ihr verbunden.

In reichster Fülle sprudelte ihm nun der poetische Born und zwei kräftig schöne Trauerspiele, „Basazet“ und „Eiber“ entstanden (1828) schnell nach einander. Tieck sagte: es wären die besten Dramen der Neuzeit, und dies Urtheil paßt hauptsächlich auf den Basazet, wenn man nämlich von einem Drama nicht verlangt, daß es bühnengerecht sein müsse. Hauch's Tragödien verlieren sich viel zu sehr in eine stolze epische Breite und ihr begeistert fluthender Strom läßt sich nicht in die engen Coulissenräume einschachteln. Er hat viele Reisen gemacht, aber zu wenig in Residenzen gelebt, darum kennt er den kleinen Mechanismus des Theaters nicht genug. Die Bühne ist wie ein kokettes Weib; sie verlangt jahrelange Hingebung, aufmerksames Studium ihrer verstecktesten Launen, wenn sie ihre Gunst dem Dichter schenken soll. Weil Hauch ihr jene Aufmerksamkeit versagte, wollten seine dramatischen Poesien bei der Darstellung keinen Anklang finden. Wohl staunte das Publicum die Schönheit ihrer Sprache, die Größe ihrer Charakterzeichnung an, doch es blieb kühl und beschaulich; es wurde nicht hingerissen von unwiderstehlicher Gewalt.

Seitdem schrieb Hauch noch mehrere Dramen, in denen die Hand des Meisters waltet, allein er sandte sie gar nicht mehr zur Aufführung ein. Von denselben müssen besonders das Drama „Don Juan“ und das aristophanische Lustspiel: „den babiloniske Taarnbygning i Mignature“ anerkannt werden. Später wandte er sich mehr dem Romane zu; „En polsk Familie“ ist wahrhaft classisch, und auch gegenwärtig beschäftigt ihn ein neues Gebilde in derselben Form. Als Lyriker besitzt Hauch wohl kühne, begeisterte Kraft, aber ihm fehlt jener rhythmische Schmelz und Duft, welcher der Poesie ihren eigenthümlichen Reiz verleihen muß.

Wir stehen jetzt an der Grenze eines neuen Abschnittes der dänischen Poesiegeschichte. Bisher herrschte tiefer Frieden in dem Dichterswald; seit Baggesen's Zeit hatte kein kritischer Sturm die Wipfel mehr geschüttelt. Elstern und Spazzen wiegten sich so ungestört wie Nachtigallen und Turteltauben auf den grünen Zweigen, sie zwitscherten oder sangen und saßen brütend auf ihrem Nest. Der Staat nannte den Wiedehopf einen begeisterten Minnesänger und der Wiedehopf pries dagegen die treffliche Sprache des Staats. Es war eine so zünftige Gemüthlichkeit, daß man sie von der Kameraderie kaum unterscheiden konnte. Auch Deutschland hat nach dem zweiten

Pariser Frieden eine ähnliche Periode durchgemacht, in der viele süße Worte, aber wenig Thaten erklingen sind. Zu dieser Zeit trat Johann Ludwig Heiberg auf, ein durchaus feiner Geist, der wohl fühlte, daß die Literatur keine Lobversicherungs-Anstalt sei. Wie Apoll trug er die Leier des Gesanges in der Hand, während auf seinem Rücken die silbernen Pfeile der Satyre klirrten. Er wollte keiner blind anerkannten Größe trauen, wenn er sie nicht selbst mit kritischem Barometer gemessen hatte; seine reiche, ästhetische Bildung berechnete ihn vollkommen dazu, und er brachte die edlen Pflanzen zur besseren Blüthe, indem er das Unkraut niedertrat.

Heiberg, der Sohn eines ausgezeichneten Elternpaares, wurde am 14. December 1791 zu Kopenhagen geboren. Als er achtzehn Jahre zählte, widmete er sich dem Studium der Medizin, doch wurde ihm bald klar, daß er zu einer andern Anatomie berufen sei, als zu der, welche ihr Messer in menschliche Leiber senkt. Nun gerieth er in's Schwanken und wußte nicht, ob er Dichter, Musiker oder Naturforscher werden sollte. Talent und Wissenschaft fehlten ihm zu allen diesen Fächern nicht. Doch der innerste Drang zog ihn auf die Bahn der Poesie und gab ihn so derjenigen Kunst zurück, für welche ihn recht eigentlich die Natur geschaffen hatte. Einige seiner dramatischen Jugendarbeiten weckten bedeutende Hoffnungen und Heiberg stieg, mit den Fruchtbereichen der Classicität gründlich vertraut, nun auch zu den kühnen Felsenkuppen südlicher Romantik empor. Ein Schauspiel: „Driftig voyet halv er vundet — Frisch gewagt ist halb gewonnen“ und eine höchst geistreiche Dissertation: „De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca“, waren die Ausbeute dieser Wanderung. Für die letztere Arbeit wurde ihm 1817 der Doctorgrad ertheilt. Noch in demselben Jahre erschien ein mythologisches Schauspiel: „Psyche's Weihe“ und eine aristophanische Komödie: „Julespøg og Nytaars-löcir — Weihnachtscherz und Neujahrspossen“, welche eine Fülle von sprudelndem Humor, dichterischer Anmuth und treffender Satyre verrieth.

Heiberg ging nun nach Paris, lebte dort von 1814—1822 in den angenehmsten Verhältnissen und machte das französische Theater zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Als er heimkehrte, wurde ihm zu Kiel eine Professur der dänischen Sprache übertragen. Hei-

berg, ein Mann des Lebens und der Kraft, schwankte nicht lange in idealer Ungewißheit, sondern faßte sein neues Amt von vornherein mit muthigem Griffe an und schrieb eine brauchbare Sprachformenlehre. Aus einer Reihe von Vorlesungen entstand auch die „Nordische Mythologie“, welche mit dem feinen Auge des Naturforschers die Göttersagen anzuschauen und ihre Entwicklung so klar darzustellen weiß, daß man sie gleich Krystallen in nothwendiger Bildung um einen bestimmten Kern anschießen sieht.

Heiberg verließ indeß 1825 den academischen Lehrstuhl und kehrte nach Kopenhagen zurück, um freier und kräftiger eingreifen zu können in Leben und Literatur. Die Bedeutung der Bühne warm empfindend, konnte er es nicht ruhig mit ansehen, wie die Oper immer breiter Platz gewann, das Drama verdrängend. Er suchte den Zeitgeschmack und die nationale Komödie gegenseitig zu vermitteln und dies durch Vaudevilles, deren er beinahe zwanzig schrieb. Dieselben haben die dänische Bühne viele Jahre lang beherrscht und dabei trefflich eingewirkt, denn jede Nachahmung der Franzosen lag ihnen fern, ein schöner heimathlicher Reiz umwebt sie. Auf localem Grund sind Volkscharaktere mit sicheren, treuen Farben gezeichnet; das Publicum sitzt vor dem Spiegel, wenn es diese Vaudevilles sieht und so wissen sie sehr geschickt das Volkslustspiel zu ersetzen. Eine heitere, angenehm verwebte Intrigue verschlingt die Situationen, und schöne lyrische Blüthen duften in dem frischen Kranz.

Im Jahre 1824 war Heiberg in Berlin gewesen, hatte dort Hegel, den Philosophen des Jahrhunderts und dessen System kennen gelernt. Wie wach Heiberg's Seele war, jeden Athemzug des Fortschritts zu belauschen, das zeigte bereits seine Schrift: „Ueber die menschliche Freiheit“, welche 1824 erschien. Mit dem Jahre 1827 aber gründete er „die fliegende Post“, ein ästhetisches Wochenblatt, und Alles staunte ihn an, denn so war die Kritik bisher in Dänemark noch nicht gehandhabt worden. Dehlenschläger hatte, vermöge seines frischen Talents, einen sehr unmittelbaren, dreist romantischen Ton in der Literatur angegeben. Seine Einfachheit, sein blühender Muthwille schienen leicht nachzuahmen; alle Späßen, alle Zaunfönige wollten zwitschern, wie er sang, und eine sichere, prüfende Kritik war sehr nothwendig geworden.

Da kam Heiberg hinzu, der Mann von edlem Geschmack, ge-

läutertem Urtheil und sprühendem Witz. Die fliegende Post brachte eine Reihe Kritiken über Dehlenschläger, welche, auf festen ästhetischen Standpunkten fußend, das Wesen der Poesie besprachen und eben so, wie sie des Dichters Schönheiten hervorhoben, auch seine Fehler zeigten. Dehlenschläger zieh den braven Heiberg, etwas kindisch, des Umdanks, „weil er dessen Singspiele immer so gern gesehen und stets belobt habe“, aber außerdem fiel ein ganzer Wespen-schwarm über ihn her. Ihn störte das nicht: mit überschwänglicher Laune handhabte er die Fliegendklatsche, und auch auf Hauch fiel mancher tüchtige Hieb. Je mehr die Literaten vor dem Blatte zitterten und auf dasselbe schimpften, mit um so größerer Lust wurde es im Publicum begrüßt, und seine scharfsinnigen Kritiken, welche stets die reine Kunstschönheit zu ermitteln strebten, haben einen namhaften Einfluß auf die Geschmacksbildung der Nation geübt.

1833 schrieb Heiberg: „Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart“ und gab sich dadurch offen als Anhänger Hegel's zu erkennen, lebhaftes Interesse für ihn in Dänemark erweckend. Heiberg hat das unbestrittene Verdienst, die Wunderblume jener Philosophie in seinem Vaterlande acclimatistirt zu haben. Als Mitstre-bender stand ihm dabei Martensen treu zur Seite, der jetzt Professor der Theologie und auch in Deutschland durch sein Buch: „Ueber Lenau's Faust“ rühmlich bekannt ist. Hierauf schrieb Heiberg eine treffliche Einleitung zur Logik und gab seit 1837 die Viertel-jahrschrift „Perseus“ heraus. Dies Journal sprach gleich im Titel als Tendenz aus: die ideenlose Meduse des Empirismus niederzu-werfen und Andromeda — die barbarisch gefesselte Idee — zu be-freien. Diese Zeitschrift erschien nicht lange und Heiberg redigirt nun seit 1842 das „Intelligenzblatt.“

Von seinen dramatischen Werken fordern besonders noch fol-gende Erwähnung. Das Schauspiel „Mina“ (1824) hat einen sehr schwierigen Stoff, denn die Heldin wird aus Liebe wahnsinnig, und es gehörte ganz die Feinheit Heiberg's dazu, um einen so grellen Zustand zur harmonischen Anschauung zu bringen. Eines wahren Sturmes von Beifall hatte sich das romantische Drama: „Elverhøi — der Elfenhügel“ zu erfreuen, als es 1828 auf der Bühne erschien, und nahe an hundert Mal wurde es bei gedrängt vollem Hause aufgeführt. Die Sage vom Elfenkönig auf dem Stevensgebirge ist

der Zauberkrystall, auf dem die lieblichen Gestalten vorüberziehen und unter ihnen auch Christian IV., der wackere Dänenkönig, dessen Name wie der eines Gottes im Volke lebt. Reiche, blühende Diction umschlingt das Werk und schöne Volkslieder sind, gleich seltenen Seeblumen, in den anmuthsvollen Strauß hineingeflochten. Der Elfenhügel ist in's Deutsche übersetzt und — wenn ich nicht irre — zu Immermann's Zeit auf der Düsseldorfer Bühne gespielt worden. Grabbe sagt jedoch: „die Uebersetzung hat den Trab zweier Hamburger Milchgäule; im Lyrischen sitzt sie ganz im nassen Sande“. Dagegen bezeugt er, es sei ihm noch kein Mystificationsstück vorgekommen, das solche Frische, so keck gezeichnete Figuren und Situationen hätte.

Heiberg's „Prinzessin Isabelle“ wurde 1829 nach einem Stoff Lope de Vega's gedichtet; es ist ein festliches Prachtstück, aber der Feenglanz seiner Sprache überstrahlt Alles, was Malerei und Musik für ein Drama irgend wirken können. Vor zwei Jahren gab Heiberg „Neue Gedichte“ heraus und darunter befindet sich eine apokalyptische Komödie: „die Seele nach dem Tode“, welche recht in's moderne Leben eingreift und mannigfache literarische und philosophische Fragen berührt. Tief und innig ist die Himmelsdecke des Humors über diese Dichtung ausgebreitet, und auf ihrem nachtblauen Grunde funkelt, goldenen Sternen gleich, der strahlendste Witz.

Wenn man von Heiberg spricht, darf man nicht versäumen, eines anonymen Schriftstellers zu gedenken, den er in die Literatur eingeführt hat. Die fliegende Post brachte nämlich eine Novelle: „En Hverdags-Historie — eine Alltags-Geschichte“ betitelt, die durch Form und Geist ein ungemeines Aufsehen machte. Andere Erzählungen folgten ihr, doch wie goldig auch das Lob am Angelhaken blinkte, der Autor ließ sich dadurch nicht bestimmen, aus der undurchschaubaren Fluth seiner Anonymität hervorzutreten. Man rieth hin und her, man zerbrach sich den Kopf und die jungen Schöngeister, die sonst Alles wissen, kamen völlig in Verzweiflung, denn diesmal waren sie nicht im Stande, die brennende Neugier ihrer Gastfreundinnen zu stillen.

Drei Bände von jenen räthselhaften, wie aus einer anderen Welt kommenden Novellen gab Heiberg heraus, und noch sieben oder acht Bände folgten ihnen nach. An Tiedk's beste Novellen mahnen

diese sauberen poetischen Gebilde, und wenn in den späteren auch die Frische und die volle Blüthenkraft der Phantasie einigermaßen im Abnehmen ist, so athmet doch auch hier noch eine dichterisch veredlende Auffassung des Alltagslebens. Ihr Verfasser ist von Rechts wegen der Vater Frederika Bremer's, doch er würde gewiß sein Kind verläugnen, wie die unnatürliche Mutter des Richard Savage. Die feine, fast mikroskopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Züge in den Erzählungen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die krystallreine Form und die hohe Intelligenz andeuten: eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Skizzen hingegangen sein. In der Kürze entwickelt, sind das die Gründe, welche man dafür angibt, daß Heiberg's Mutter die Schöpferin jener lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die blitzenden Lichter und die gedankentiefern Schatten hinzugefügt habe.

Man zeihe mich nicht der Indiscretion, man denke nicht, ich wolle den dichtgewebten Schleier irgend einer seltenen Bescheidenheit zerreißen, sondern ich erzähle nur, was man in Kopenhagen allgemein darüber sagt. Und wohl mag es sein, daß man hier das Rechte getroffen hat, denn die Gräfin Gyllenborg gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat das Leben geschaut in allen seinen prismatischen Abspiegelungen; tausendfältig sind ihrem scharfen Auge die interessantesten Charaktere entgegengetreten, und sie hat einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Schriebe sie ihre Memoiren, so müßten dieselben von höchster Bedeutung sein, denn seit mehr als fünfzig Jahren existirte keine Berühmtheit in Dänemark, der sie nicht persönlich nahe gestanden hätte.

Sie war zuerst an den Lustspielsdichter und Politiker Peter Andreas Heiberg (geb. 1758) vermählt, der jedem Dänen unvergeßlich ist. In seinem Hause verkehrten Baggesen, Münter, Rahbek, Weyse und andere geistreiche Männer jener Zeit. Er gehörte aus inniger Ueberzeugung zur liberalen Partei, und Alles, was er aussprach, war so feurig, so gründlich und so wahr, daß es manch zartes Trommelfell sehr unangenehm berührte. Heiberg wurde durch richterlichen Spruch aus dem Vaterlande verbannt, ging nach Paris und bekam unter Napoleon eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Zwar glaubte er, daß seine Gattin ihm folgen würde, allein sie trug auf Trennung an, was ihn tief betrübte. Als Na-

poleon Frankreich verlassen mußte, forderte er seinen Abschied und erhielt eine Pension von dreitausend Francs, bis er im Jahre 1841 starb.

Bald nachdem seine Frau von ihm geschieden war, kam der schwedische Graf Gyllenberg, der in die Revolution verwickelt und des Landes verwiesen worden, nach Kopenhagen, und Frau Heiberg vermählte sich mit ihm. Derselbe gab eine Zeitung in französischer Sprache heraus, allein je vorzüglicher die Artikel waren, die darin gegeben wurden, um so sicherer fühlte man sich überzeugt, daß nicht er, sondern seine Gattin sie geschrieben habe. Nun war ihr Haus abermals der Brennpunkt, welcher alle geistigen Strahlen vereinigte, denn die Noblesse der Refugiés aus Schweden und Frankreich sammelte sich dort, und die Gräfin Gyllenberg stand hochverehrt in ihrer Mitte.

Als Gyllenberg starb, wurde der Wittve Sohn ein berühmter Schriftsteller, ihre Schwiegertochter war eine gefeierte Künstlerin und wiederum sah sie sich in einem Zirkel der ausgezeichnetsten Leute. Man kann aber auch wahrlich nirgendswow ein Trifolium gottbegabter Menschen so eng vereinigt finden, als hier. Die Matrone selbst, welche beinahe siebenzig Jahre zählt, ist eine stille und sehr bescheidene Frau; sie sträubt sich, eine öffentliche Rolle zu spielen und lehnt deshalb die Autorschaft der Novellen aufs Bestimmteste ab. Dazu nun ihr Sohn, der Professor Heiberg, der ein geborner Aristokrat der Schönheit ist. Sein hochgebildeter Geist wiegt sich auf den rhythmischen Wellen des Ebenmaßes und der Vollendung, und das prägt sich nun auch deutlich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Es ist Alles edel und schön an ihm; man merkt es gleich, daß ihn jedes Rohe und Unschöne recht innerlich verletzen muß. Sein geniales Auge glüht voll Wohlwollen und so scharf satyrisch sich Heiberg oft in seinen Schriften erweist, eben so mild und verfühlich findet man ihn im Umgange.

Die dritte Fackel des liebenswürdigen Kleeblattes bildet seine Gemahlin. Im Jahre 1832 vermählte er sich mit einer jungen Schauspielerin, Johanne Louise Pätges, welche sehr viel versprach und sich nun zu einer dramatischen Künstlerin entwickelt hat, wie es wenige gibt. Es umweht eine solche Wahrheit und Unmittelbarkeit alle Charaktere, die sie darstellt, daß auch die kältesten Zuschauer

fortgerissen werden in das Reich der Phantasie. Die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Kopenhagen leben, versäumen das Schauspiel fast nie, sobald Frau Heiberg auftritt, und wenn sie auch kein Wort von der dänischen Sprache verstehen.

Diese drei seltenen Erscheinungen bilden eine Familie. Sie bewohnen im Sommer eine Villa vor dem Thore, im Winter aber einen Palast in der Stadt; und Alles, was Kopenhagen an Geist, Schönheit und Rang besitzt, vereint ihr Salon an traulichen Abenden.

Das Leben der drei Frauen ist ein Bild der Harmonie und der Schönheit. Sie sind die drei Säulen der dänischen Gesellschaft, die die Moralität und die Kunst des Lebens verkörpern. Ihre Anwesenheit ist ein Zeichen für die Höhe der Kultur und des Geistes in Kopenhagen. Die drei Frauen sind nicht nur die Schöne, die Gelehrte und die Gute, sondern auch die drei Hauptrollen in der dänischen Literatur. Sie sind die drei Hauptfiguren in den Werken von Henrik Ibsen, August Strindberg und Søren Kierkegaard. Ihre Leben sind ein Spiegelbild der dänischen Kultur und des Geistes. Sie sind die drei Säulen der dänischen Gesellschaft, die die Moralität und die Kunst des Lebens verkörpern. Ihre Anwesenheit ist ein Zeichen für die Höhe der Kultur und des Geistes in Kopenhagen.